

Dank mit leeren Händen

Die Regel Benedikts heute (8)

von Manuela Scheiba OSB

Im Nachlass Christine Bustas stößt man auf ihr kurzes Bekenntnis: „Ich bin eine durch / das Christentum / gebrochene Heidin. // Aber ich bin für diese / Brechung dankbar.“ Der Dank eines „gebrochenen“ Menschen erscheint auf den ersten Blick paradox und lässt innehalten. Biblische Assoziationen stellen sich ein – Hiob steht vor Augen, Jakobs Kampf am Jabbok oder das Damaskuserlebnis des Paulus. Es gibt im menschlichen Leben eine Dankbarkeit, die einen längeren Weg hinter sich hat. Sie entsteht im Rückblick, bei dem sich jemand wie der „Schauende“ in Rilkes Gedicht als „Tiefbesiegte(r) von immer Größerem“ erkennt. Danken bedeutet Denken, Gedenken. Es kann Frucht des Nach- oder Überdenkens sein.

Die Benediktinsregel lädt Mönche und Nonnen zum Danken und Preisen inmitten von Gegebenheiten ein, in denen Menschen spontan eher kein Dank über die Lippen kommt. Im Hintergrund steht sicher die paulinische Aufforderung, jederzeit für alles zu danken (1 Thess 5,17f). Benedikt regt mit manchen Regelpassagen, die vom Danken (*gratias agere / reddere*) oder Preisen (*benedicere, magnificare*) sprechen, einen Denkprozess und einen neuen Blick auf die Wirklichkeit an. Wer in der monastischen Gemeinschaft weniger benötigt als andere (und deshalb weniger erhält oder leer ausgeht), soll Gott danken und nicht traurig sein (RB 34,3). Wenn aufgrund der Ortsverhältnisse nur wenig oder gar kein Wein zu den klösterlichen Mahlzeiten gereicht werden kann, sollen die Mönche „Gott preisen und nicht murren“ (RB 40,8). Der in seinem Dienst bei großem Gästeandrang (RB 53,16) und ständiger Präsenzpflicht stark beanspruchte Klosterpförtner soll bei jedem Anklopfenden „Gott sei Dank!“ ausrufen (RB 66,3). Dass Brüder, deren beschwerlicher Wochendienst in

der Küche zu Ende geht, Gott für seine Hilfe und seinen Beistand preisen sollen (RB 35,16), erscheint da schon eher plausibel.

Es fällt auf, dass Benedikt – in einer gewissen Analogie zum Dank – auch von der Freude (*gaudium, gaudere*) ausdrücklich im Kontext schwieriger Situationen spricht, so etwa angesichts von Widrigkeiten und Unrecht auf der vierten Demutsstufe (RB 7,39). Ähnlich wird im Kapitel über die Fastenzeit mit ihrer Mühe und ihrem Verzicht die „Freude des Geistes“ (RB 49,6-7) vor Augen gestellt.

Der bengalische Dichter und Philosoph Rabindranath Tagore sprach einmal davon, dass „die Freiheit des Menschen [...] nicht darin bestehe, „vor Schwierigkeiten bewahrt zu werden, sondern darin, sie zu einem Bestandteil seiner Freude zu machen“. Die Regula Benedicti weiß um die Härten und unvermeidlichen Widrigkeiten im Leben jedes Menschen, die ihn jedoch tiefer mit dem verbinden können, der in ihm wirkt (vgl. RB Prol 30), der die Quelle wahrer Freude und Grund zu tiefer Dankbarkeit ist: Gott selbst.

Freude aus der Wirklichkeit

Daraus erwächst keine Lebenshaltung, die allen Schwierigkeiten gegenüber unempfindlich wäre, sondern eine vielleicht stille, aber zuversichtliche, dankbare Freude, die selbst noch angesichts von Enttäuschungen, Erfahrungen des Scheiterns und tiefempfundenem Leid bestehen kann – weil sie diese als zwei Seiten der einen, weit größeren Wirklichkeit anzunehmen vermag. Die das benediktinisch-monastische Leben prägende geistliche Grundhaltung der Dankbarkeit bedeutet Anerkennung der Realität, Wertschätzung des Gegebenen. Authentische Spiritualität ist nicht welt- oder

wirklichkeitsfern, sondern drängt zu einem geistgewirkten und geisterfüllten Umgang mit dieser Wirklichkeit. Murren jedoch, vor dem Benedikt in seiner Regel immer wieder warnt (RB 4,39; 5,14.17ff; 23,1; 34,6; 35,13; 40,8f; 53,18), ist Ausdruck von Unzufriedenheit mit der Realität. Es erwächst oft nicht allein aus den schwierigen Gegebenheiten selbst, sondern wurzelt in einer (Anspruchs-)Haltung, welche die Wirklichkeit einseitig negativ filtert und mit der Erfahrung leerer Hände und menschlicher Gebrochenheit nicht umgehen kann.

Benediktinisch-monastische Spiritualität drängt auch in unserer Zeit immer neu zur Gestalt(werd)ung. Sie will eingeübt und trai-

niert werden. Sie erfordert einen Lebensstil, in dem auch die Erfahrung Platz hat, dass Danken befreiend ist. Tiefe Dankbarkeit jedoch ist letztlich nur aus einer großen inneren Freiheit heraus möglich, die auch den Mut zu „leeren Händen“ einschließt, wie es im gleichnamigen Gedicht von Albert Drexelmann heißt: „Gott sei Dank. / Das Zugreifende und Besitzende, / das mein Sinn sich gestern angeschafft hatte, / es ist entkrampft vom Segen der Träume. // Und ich darf in meinen leeren Händen sein. / Blase noch einmal aus ihnen die ganzen Anspruchsreste raus. / Die Zärtlichkeit dieser Leere, dir entgegen. / Sie fühlt einen Vordank / und ganz, ganz große Behutsamkeit für das, was kommt.“

Das Jahr im Weinberg

Eine Schule des Lebens und der Dankbarkeit

von Thekla Baumgart OSB

Für mich ist es immer wieder eine große Freude, in unseren Weinbergen zu arbeiten und im Laufe eines Jahres zu erleben, wie „durch die Mühe des Menschen und die Kräfte der Natur“ die Trauben am Weinstock heranreifen und daraus köstlicher Wein entsteht. Diese Arbeit, die ich als Norddeutsche erst durch meinen Eintritt ins Kloster kennenlernte, hat mich im Laufe der Jahre einiges über mich selbst und mein Leben gelehrt. Sie ist gleichsam eine Schule der Dankbarkeit für mich geworden.

Das Bild vom Weinstock, welches Jesus seinen Jüngern immer wieder vor Augen geführt hat und das an vielen Stellen in der Bibel auftaucht, ist für uns heutige Menschen eher ein fremdes, unbekanntes Bild. Wer arbeitet noch in der Natur, ist vom Verlauf der Witterung und dem Ertrag seiner Ernte abhängig? Wer weiß noch, wann welches Obst und Gemüse wächst und reif ist? Welche Mühen und Sorgen stehen dahinter, bis ich ein Glas Wein genießen oder in einen saftigen Apfel beißen kann! Nur wer darum weiß, kann den

Wert der Dinge erkennen und mit Dankbarkeit wahrnehmen.

Dankbarkeit sollte eine Grundhaltung sein, die uns – nicht nur als Winzer – bei all unserem Denken und Handeln begleitet. Warum? Das kann uns der Blick auf die Arbeit im Weinberg im Vergleich mit unserem Leben erschließen.

Der Boden

Wird ein Weinberg neu angelegt, muss zunächst der Boden bereitet werden: Zwei bis drei Jahre liegt der Weinberg brach, dann wird die Erde umgegraben, werden Steine entfernt und das Pflanzbeet bereitet. Im Mai werden die jungen Reben gesetzt; jede Rebe erhält den gleichen Standraum, damit sie sich entfalten kann. Wichtig ist, dass nach dem Pflanzen möglichst bald Regen fällt, damit die jungen Stöcke gut anwachsen. Ein Jungfeld braucht viel Pflege, damit der Weinberg für lange Zeit Ertrag bringen kann: Unterkraut entfernen, Boden lockern, Stöcke gießen. Die dünnen